

Alfred Cordes

Die himmlische und die irdische Liebe
Roman

Text © 2013 Alfred Cordes – alfred-cordes.de
Erstveröffentlichung bei Dichter & Richter, Lengerich, 2002
Titelbild & Layout © 2013 Hinrich van Hülsen – leotaurus.de
Alle Rechte vorbehalten

Kapitel 1

In der Frühe eines Augusttages fährt Moritz Achenbach in eiliger Fahrt in seine Heimatstadt, um seiner verstorbenen Mutter das letzte Geleit zu geben. Eine lichthelle, konturenlose Wolkendecke liegt über dem Land, und das Wetter erscheint ihm ebenso unberechenbar wie die Zeit dieses Tages.

Er fährt an der Friedhofsmauer entlang und parkt bei den Tennisplätzen unterhalb des Gertrudenberges. Außerhalb des Wagens nimmt sich alles verändert wahr. Er streckt sich in einem verlorenen Sonnenstrahl und atmet die Luft der Kindheit.

Frau Langenbergs Stimme am Telefon vor zwei Tagen hat alte Bilder in Bewegung versetzt. Gekämpft bis zuletzt habe die gnädige Frau Mutter, klaglos ausgehalten, obschon sie doch von der Gnade ihres Herrn so lange schon gesprochen, von der Seite ihres Mannes nach all den Jahren, aufrecht gestorben am Ende, eine große Frau. Wahrscheinlich, denkt Achenbach jetzt, finden sich solche Worte in einem Lehrbuch für Haushälterinnen, Todesmitteilungen an Hinterbliebene, aufgeschlüsselt nach denkbaren Konfessionen und Animositäten, nach dem Frieden oder der Tragik des Sterbens.

Er geht unterhalb des Altenheims den schmalen Weg hinter den Grundstücken. Die Ginsterhecke steht noch in Blüte, und ein frischer Wind kommt von der Stadt her. Seit dem Tod des Vaters ist er hier nicht mehr gewesen. Die lange Mauer ist gealtert. Wie häufig er auf sie geklettert sein mag, das allererste Mal ohne fremde Hilfe an jenem denkwürdigen Spätsommertag beinahe mühelos mit einem Schwung, der so überraschend und aufregend war wie der Teil des Lebens, der ihm folgte. Es öffneten sich bekannte Welten fremdartig. Stolzen Schrittes war er alle Mauerkronen der Stadt gegangen, stillen Blicks in den Schattenwinkeln, in den Baumkronen ungesehen geblieben. Ein einziges Mal war er abgestürzt, gestoßen von den Worten eines anderen. Nichts, gesteht Achenbach sich heute lächelnd, hat ihn je so beleidigt.

Er schaut über die Mauer in den Garten. Da ist das Haus. Der rote Stein. Die Dachgauben mit den klassizistischen Sandsteingiebeln. Den Fahrstuhlschacht kennt er nur als spöttischen Bericht. Und die entsetzlichen Glasbausteine werden das Taglicht noch matt und gebrochen widerspiegeln, wenn der sonderbare Geist, der diesen Ort über die endlosen Jahre beseelt hat, lange schon vergessen sein wird. Es ist keine Bewegung erkennbar. Einzig womöglich hinter einem der Fenster Frau Langenbergs Schatten.

An der Ecke Wittkopstraße bleibt er stehen. Die Vögel in den Gärten machen einen unverschämten Lärm. Dieser Fleck ist einmal der Mittelpunkt seiner äußeren Welt gewesen. Das Grundstück zeigt von hier aus sein freundliches, sein schmiedeeisernes, heckendurchwachsenes Gesicht, die Straße in starkem Gefälle schwungvoll in die Stadt hinab, bergan der Park, den Achenbach bei aller Großzügigkeit, bei allem Licht bis auf den heutigen Tag als furchterregenden Mythenwald begreifen muß. Dahinter und auf der gegenüberliegenden Seite endlos fortreichend die andere Mauer.

Von unten kommt behäbig eine schwarze Gestalt aus der Stadt heraufgegangen. Oder ist es doch Frau Langenbergs eigene Sprache gewesen, einstudiert über die endlose Haushälterinnenzeit die schönen Formen, als gehörten sie nun zu ihr: o großgnädige Frau, welch klaglose Gnade des Herrn.

Wer wohl künftig in diesem Haus leben mag.

Achenbach überquert den kleinen Platz. Es ist die Rückkehr der alten Zeit: die schmale Allee mit dem Kopfsteinpflaster, die Wiese mit dem Spielplatz, die Kleingärten, der Trampelpfad im Schatten der Mauer. Dort geht er jetzt. Und nach kurzer Strecke findet er die Mauer durchbrochen, Steinstufen und ein rot lackiertes Treppengeländer führen in das Innere der Gegenwart. Mit wenigen Schritten ist eine Grenze überwunden, die einmal Symbol gewesen ist für Unwiderruflichkeit, eine zeitlose Wand, vor der die Furcht und die Phantasie gegen alle Vorurteile kleiner ist als hinter ihr. Am schlimmsten aber, denkt Achenbach, als er das Anstaltsinnere betritt und nichts vorfindet als einen kleinen, barocken Garten, die Gertrudenkirche und ein Klostercafé, am schlimmsten muß es denen ergangen sein, die immerzu zwischen den Welten zu wechseln gezwungen waren. Dem Vater. Und ein Stück weit ihm selbst.

Rechter Hand gibt es noch das Heckenkarree, die kleine geschlossene Welt innerhalb der geschlossenen Welt. Und die riesige Kastanie an der Mauer, die an dieser Stelle so merkwürdig niedrig ist, daß man wie ein Spaziergänger an sie herantreten kann, sich stützen, sich setzen, um auf die Stadt zu schauen. Diesen Ort gibt es noch. Efeu klimmt von außen empor und greift auf die Mauerkrone. Achenbach versucht, die Kirchtürme der Stadt zu benennen. Hier hat er oft gestanden, wenn er mit dem Vater gegangen war. Durch die Gespensterwelt, wie er beklommen scherzte, freiwillig niemals mitgegangen, aber noch jedesmal die Dringlichkeit erkannt in den Worten des Vaters, in seinen Augen. So hat er ihn enttäuschen müssen mit seiner kindlichen Furcht vor den schiefen Körpern, grinsenden Gesichtern und wegdriftenden Blicken. Nichts ist normaler als die Angst des Kindes vor dem Verlust der Normalität. Ein ungewisses Licht liegt über der Stadt. Und im Hintergrund der Streifen des Mittelgebirges scheint so weit entfernt wie das Leben seines Vaters.

Von diesem Punkt aus ist ihm die Kindheit ein altes Land aus umgrenzten Feldern, das aristokratische Gelände daheim, die Märchenwelt der geschlossenen Abteilung, die kleingärtnerischen Parzellen der Besitzsucht, selbst die Verkehrswege nur Kanäle, alles abgeteilte Welten. Und die Jugend war der Versuch, auf den Grenzen spazierzugehen, mit zwei Augen in zwei Welten zu schauen, als gäbe das in einem einzigen Kopf einen Sinn. Nichts von alledem ist wirklich gewesen. Achenbach schaut auf seine Uhr. Es ist zehn. Die Beerdigung beginnt in diesem Moment.

Er durchquert das Gelände. Die alten Gebäude sind renoviert, und noch immer besitzt diese Welt eine fremdartige Weite und Ruhe. Neben der Kirche eine beschützende Werkstatt, Paletten-Stapel. Eine Gruppe psychisch Kranker mit Pudelmützen bricht zu einem Ausflug auf. Eine junge Ärztin kommt ihm entgegen. Achenbach erkennt sie allein an ihrem Gang. Sie schützt sich mit der Sprache ihres Körpers gegen eine falsche Einschätzung. Geduckt dagegen, schwankend und ungewiß die amtliche Gangart der Insassen.

Seine Schwester Erika hat ihn anlässlich des Todes der Mutter aus ihrem Urwaldhospital angerufen, hat sich ausgerechnet bei ihm entschuldigt, nicht wegen der Entfernung, wegen eines Termins. Die Kunst der vornehmen Lüge. Auch zehntausend Kilometer Distanz hindern die tote Mutter nicht daran, die Tochter im afrikanischen Busch das Frösteln zu lehren.

Ausgangs des Geländes gelangt er mühelos aus der Psychiatrie in den Bürgerpark. Die Mauer, die einst als steinerner Spiegel die Gegenwart von ihrem Gegenbild getrennt hat, durchschneidet nun in dekorativen Stücken die kleine Landschaft. Und doch haben einst die Bürger der Stadt dort, wo Achenbach jetzt durch den Park zu seinem Wagen zurückkehrt, ihre sonntägliche Erholung gesucht wie die Nähe der Mauer, in deren Schatten sie zynische Worte flüsternten um des selbstgefälligen Schauders willen. Ein kleines Stück hangabwärts stehen alte Gedenksteine verschämt zwischen Blumen: Schlacht bei Waterloo, Versailles, Schlacht bei Leipzig, 18. Oktober 1813. Hinter dem Bürgerpark ist alles besiedelt, Eigenheime, die Versorgungstrakte der neuen Anstalt: rechtwinklige Flächen aus Leichtmetall. Hier hat sich dereinst ein Stück Kindheit befunden, das als einziges nicht umgrenzt schien, Felder, feuchte Niederungen, schwarze Gärten, aus denen sie heimlich Kohlrabi schnitten auf der Flucht vor den Komantschen, auf dem Weg ins wilde Kurdistan, von dem sie nicht mehr wußten als den wunderbaren Namen.

Am Wagen säubert er sich die Schuhe, zieht das schwarze Jackett über und nimmt den Strauß mit weißen Rosen. Als er die Straße überquert und den Hasefriedhof durch den Seiteneingang betritt, ist ihm, als hielte er ein Bündel Brennesseln in der Hand.

Der Friedhof ist ein weiteres umgrenztes Feld der Kindheit. Es gibt Menschen, die ihn nutzen, um ihre alltäglichen Wege abzukürzen. Das hat er nie begriffen. Lieber hätte er als Kind sein Zelt in der Mitte der Psychiatrie aufgeschlagen, als nur eine Minute allein auf dem Friedhof zu sein. Seit dem Tod des Vaters vor mehr als zwanzig Jahren ist er nicht mehr hier, wohl auf keinem Friedhof gewesen. Und dennoch erkennt er jetzt Grabsteine wieder wie alte Bekannte. Die Sandsteinmadonna mit dem heiligen Kind, das eine Rose in der Hand hält und nach unten blickt. Im Efeu sprießen hellgrüne Blättchen, einige Grabsteine sind gestürzt. Erst dort, wo die Steine reißen, die Inschriften verwittern und die Pflanzen ihre eigene Ordnung wiedergewonnen haben, wohnt der Tod wirklich.

Die Trauergesellschaft steht klein und schwarz, wo damals der halbe Friedhof von den Honoratioren aus Stadt, Land und Gegenwart überflutet war. Natürlich liegt das Grab an einer Mauer. Wie sollten auch solche Leben im Tode die Freiheit aushalten können auf einem offenen Feld, gar in den Wind gestreut zu werden, der noch immer kühl von Westen kommt. Hinter der Außenmauer wartet ein Glatzköpfiger auf den Bus und glotzt, als könnte er das von jenseits der Mauer her anstandslos. Natürlich ist der Stein poliert und mit allen Titeln des Vaters beschrieben, natürlich ist das Loch in der schwarzen Erde von Lebensbäumen umgrenzt, immergrün wie das bronzene Ewiglicht, das mit dem schweren Betonfuß zur Seite liegt und einstweilen nicht brennt.

Der Sarg steht da. Auf seinem Deckel ein Gebinde mit einer weißen Lilie. Nichts welkt. In die Worte des Geistlichen fährt der Bus. Man bemerkt Achenbach. Er kennt niemanden, nur Frau Langenberg und ein zerknittertes Pferdegesicht, ein Onkel wahrscheinlich.

Als der Sarg in die Erde gelassen wird, spürt er einen eigentümlichen Schmerz. Nicht wirklich Trauer, wie könnte er Abschied nehmen von der, die sich alt und tot an eine Jungfräulichkeit klammert, die gerade sie, die seit zwei Tagen zerfällt, niemals besessen hat, allenfalls in einem kachelkalten Sinne. Nun fährt sie dahin, vereinigt sich endlich, endlich mit dem Geliebten und hat doch über die lange Zeit mit dem unerträglichsten Selbstmitleid am Leben klebend ihre wehleidigen Worte Lügen gestraft. Jetzt dringt sie ein in das Totenreich mit einem Angstschrei, der Himmel und Hölle erzittern läßt und zuerst ihren Geliebten, dem nach zwanzig Jahren ewiger Ruhe die Gebeine schlottern. Und das faule Fleisch liebkost den blanken Knochen: hier bin ich nun, Geliebter, deine ewige Lilie.

Die Blicke der anderen treffen auf ihn, fragen oder entrüsten sich vielleicht, ziehen sich zurück auf die Schaufel, die in einem Erdhaufen steckt. Einer der alten Männer tritt an das Grab. Es gibt einen pladdernden Ton. Erde zu Erde, Asche zu Asche.

Wahrscheinlich wäre es ehrlicher gewesen, er wäre überhaupt nicht gekommen. So steht er wie ein falsches Abbild in schwarzen Kleidern inmitten der echten Abbilder. Sein Haar ist von mittlerer Länge, ein wenig grau schon an den Seiten und im Bart. Seine Haut wirkt jugendlich, weil sie wohlgenährt ist und von wirklichen Sorgen nicht durchfurcht. Kaum jemand glaubt, daß er die Vierzig längst überschritten hat. Was ihm jedoch als Bewunderung angedient wird, begreift er stets als ein Zeichen nicht gelebten Lebens. Dennoch will er niemals so gebeugt und mit totenweiß zerfressenem Kopf umhergeistern wie die schwarze Gesellschaft, in der er sich an diesem Morgen wiederfindet. Da entdeckt er unter ihnen, die sich nun an das Grab und davon fort bewegen wie Todgeweihte, die sich einig sind in ihrer Abscheu gegen das Leben, die sich lange schon verabredet haben für das jenseitige Dasein, aschetrocken endlich, endlich dem lebensalten, trügerischen Verlangen entzogen, da entdeckt Achenbach bei ihnen eine junge Frau.

Im Schatten einer Eiche steht sie, umfängt sich fröstelnd in ihrem anthrazitfarbenen Kostüm, und der Wind spielt mit ihrem Haar. Es ist von einem Rot, wie manche Schnecken es besitzen, die den Weg kreuzen, nur lichter, eine Farbe, die sich auf ihrer Haut wiederfindet, fuchsiges Flecken auf dem gebrochenen Weiß, das ihrem Gesicht denselben kühlen Ausdruck verleiht, den ihr Blick zu besitzen scheint aus glashellen Augen. Dazu trägt sie in merkwürdigem Widerspruch ein Lippenrot wie von Vogelbeeren.

Achenbach kennt sie nicht.

Und gegen die Ordnung, die sich die Trauernden soeben geben, indem sie nach der Schaufel anstehen, mit der sie die Erde auf den Sarg pladdern lassen möchten, daß die Mutter aus dem herbeigewünschten Tod erwacht und in derselben schrillen Sekunde vor Todesschreck tatsächlich und schlußendlich verstirbt, drängt der Sohn, so stellt er sich vor, gegen die gesenkten Blicke an das Ende wie in einem Bus auf der Flucht vor dem Kontrolleur, stellt sich an die Seite der jungen Frau, nimmt sie ein wenig beiseite, nur für die abgestorbenen Augen der restlichen Beerdigungsgesellschaft freilich. Aber wie eine alte Freundin, von deren Schutzbedürftigkeit er seit Kindestagen weiß, nimmt er sie am Oberarm, neigt den Kopf achtsam gegen den ihren, den Mund stumm gegen ihr Ohr, hat ihr totenstill von der Mutter gehaucht, die sich mit ihrem Mann vereinige, jetzt, körperlich, mit dem Vater, dessen Liebe sie im Munde geführt so unzählig unsägliche Redezeiten, leidend, doch sie habe nicht wissen können, nicht ahnen, wie lange ihr das Fleisch im Wege sein werde, ehe die Totenschädel sich zum ersten knöchernen Kuß finden werden. Reinlich wird ihr dann sein, hat er gesagt und den Arm der Füchsin freigelassen, reinlich, wie sie es Zeit des Lebens gewünscht hat und nicht einmal im Tode erfüllt bekommt, erst in der zeitlosen Zeit, wenn alle Verwesung vollzogen ist, wenn der Kalk beisammen liegt in der Erde allein.

Jemand ergreift Achenbachs Hand und versucht, sie zu brechen.

»Beileid.«

Sie flanieren vorüber mit argwöhnischen Augen, berühren ihn mit von giftblauen Adern überzogenen Händen und glotzen ihn aus kalkweißen Schädeln an. Der Geistliche würdigt ihn im Auftrag der Mutter keines Blicks, und der letzte in der Schlange, doch ein jüngerer Mann, einer mit einem mitternachtsblauen Maßanzug und Button-down-Kragen, mit dem er sich sein Leben abschnürt, fixiert ihn mit vorquellenden Augen.

»Kalthoff.«

Sein Händedruck ist wie der Griff in Knetgummi. Er ist Rechtsanwalt und verwaltet die Sorgen der Mutter postmortal, hat alles diskret organisiert, spricht von einer besonderen Qualität der aufrichtigen Anteilnahme, weil er nicht der Typ sei, die Dissenzen zu leugnen, die es innerfamiliär gegeben habe. Dabei quellen seine Augen erstaunlicherweise noch weiter hervor. Alles geschehe nach dem Wunsch der Verstorbenen, das Requiem um sechs Uhr in der Frühe, Schikane, denkt Achenbach, eiskaltes Erbe, doch der unangenehme Mensch hat es vorausgedacht, das sei nach dem Willen der Dahingeshiedenen die Stunde der Auferstehung, und wer dem Herrn für den neuen Tag danken wolle, der tue es beizeiten. Er lächelt tatsächlich. Dann erklärt er das weitere mit Verweisen der Knetgummihände: Traueressen im Restaurant Vitischanze, Butterkuchen ohne Mandeln, gebacken am Sterbetag der Frau von Achenbach, nach der Vesper im Andachtsraum des Landeskrankenhauses zur Teestunde im Stammhaus der Konvent der Familienangehörigen, am folgenden Morgen die Regularien in seinen Diensträumen um elf Uhr dreißig sine tempore.

Ein feines Programm sagt er da auf, den mütterlichen Sterbetagesplan, den er sich offensichtlich auf die Innenseite der Manschette hat kritzeln lassen.

»Warum denn ohne Mandeln?« fragt Achenbach.

Da sieht er die junge Frau am Grab.

»Was hat Sie mit meiner Mutter verbunden?«

Sie schaut ihn flüchtig an, dann in das Loch in der Erde.

»Weiß nicht. Frau von Achenbach hat mich zu ihrer Beisetzung gebeten.«

»Wie das?«

»Durch eine Nachricht, die mir ihr Anwalt übermittelt hat. Eine handschriftliche.«

»Handschriftlich?«

»Ja, keine Nachricht eigentlich, eher eine merkwürdig dringende Bitte.«

»Ein vorausschauender Hilferuf höchstwahrscheinlich«, sagt Achenbach. »Kannten Sie sie?«

»Kaum.«

»Sind Sie verwandt?«

»Sie sind ihr Sohn, nicht wahr?«

Er nickt.

»Lisa Conrady. Eine Cousine zweiten Grades.«

»Aber doch nicht mütterlicherseits...«

»Nein. Unser gemeinsamer Punkt ist wohl unser Urgroßvater Achenbach.«

»Der torfstechende Großgrundbesitzer, der cloppenburgische Schweinepapst...«

»Genau der.«

»Das ist tiefstes Neunzehntes Jahrhundert: Alfons Emanuel Moor zu Esterwegen von Achenbach. Dessen Großvater soll mit dem Bischof in Clemenswerth die Nächte durchgebracht haben. Das sind Familiengeschichten, die reichen bis ins Mittelalter zurück. Aber mit meiner Mutter hat das nichts zu tun.«

Er blickt in das Grab. Mit einem Zipfel noch schaut die Lilie aus der schweren Erde hervor. Die sterblichen Überreste in dem hölzernen Gefäß dort unten haben jeden Einfluß auf ihn verloren.

»Gehen wir. Es ist ein klammer Ort...«

Ihr Wagen steht gleichfalls bei den Tennisplätzen.

»Mögen Sie Beerdigungskuchen?«

Sie streicht sich das schneckenrote Haar aus dem Gesicht und nickt.

»Ohne Mandeln?«

Sie lächelt. »Ihre Mutter hat mich eingeladen.«

»Das ganze Programm? Vesper, Teestunde, amtlicher Teil?«

»Ja.«

»Warum?«

»Ich weiß es nicht. Ich bin ihr ein paarmal begegnet. Auf Familienfesten, bei Besuchen. Wir haben uns unser Lebtage nicht länger unterhalten als eine halbe Stunde.«

»Wollen wir lieber ein Stück gehen?«

Sie fährt mit der Spitze des kleinen Fingers die Fuge ihres Nasenflügels lang. Aus dem Auto holt sie eine Lederjacke und streift sie über wie einen schwarzglänzenden Insektenpanzer.

»Gut.«

Während sie kramt, wird sich Achenbach der weißen Rosen in seiner Hand bewußt. Er legt den Strauß auf ihren Beifahrersitz.

»Schenk ich Ihnen.«

»Das kann ich unmöglich annehmen!«

Eigentlich, denkt er, hat sie recht, es sind ja Brennnesseln. Er wirft die Tür zu und geht unterhalb des Altenheims voran.

»Das ist das Terrain meiner Kindheit.«

Sie gehen den schmalen Weg hinter den Gärten. Das ist unser Grundstück, sagt er dann, die Mauer ist gealtert, und: wie oft mag ich da raufgeklettert sein. Der böse Fahrstuhlschacht, erklärt er, Glasbausteine, doch die Cousine ist zu klein, um über die Mauer hinweg sein Elternhaus zu sehen.

An der Ecke Wittkopstraße bleiben sie stehen. Die Vögel lärmen in den Gärten. Frau Langenberg kommt von der Stadt heraufgegangen. Dies, sagt Achenbach, ist einmal meine ganze Welt gewesen. Und das, er deutet auf die lange Mauer auf der gegenüberliegenden Seite, war die andere Welt.

»Ihr Vater war Arzt.«

»Der Serenissimus der Psychiatrie.«

Sie überqueren den kleinen Platz.

»Hinter dieser Mauer«, erklärt er, »hat sich einst das Irrenhaus befunden, die Gespensterwelt, die nicht eigentlich dadurch bedrohlich wurde, daß sie mit einem abstrusen Personal bevölkert war, sondern vielmehr dadurch, daß der Vater täglich ein und aus ging. Heute ist die Mauer durchbrochen. Eine schmucke Grünanlage sprießt, als könnten die alten Geschichten wirklich überwuchern. Aber es ist alles da.«

Er führt sie die Treppe mit dem roten Geländer hinauf und in das kleine Heckenkarree. Sie treten an die Mauer und schauen sich um.

»Bischof Philipp Katzenellenbogen hat hier ein Kloster errichten lassen, Benediktinerinnen, die Kirche der Heiligen Gertrud geweiht, der Blick auf die Stadt in der Hand Gottes.«

Er zeigt herum. Die Häuser der ehemaligen geschlossenen Abteilung besitzen den Charme einer hundertjährigen, unbekümmerten Architektur. Sie sind renoviert, gepflegt, intakt, sie besitzen einen guten Abstand untereinander, liegen eingebettet in die Parklandschaft, als besäßen sie keinen strengen Zweck. Es ist niemand zu sehen.

»Und bei Gelegenheit kamen die Bürger durch den Fluß und auf den Gertrudenberg gezogen mit Knüppeln und Fackeln. Sie legten das Kloster in Asche auf der Suche nach einem Faß Wein, nach einer schattenhaften Lust, nach einer hexengerechten Grausamkeit. Es ist dies der genuine Ort für eine Anstalt: Kloster, Kaserne, Psychiatrie. Er besitzt strategische Bedeutung und liegt außerhalb der Stadtmauern. Hören Sie den Zug?«

Unter der Kastanie bleibt er stehen. Jenseitig reicht die Mauer tief hinab auf den Weg, den sie gekommen sind. Über den Kirchtürmen ist der Himmel in Bewegung, zuweilen fließt ein diffuses Licht über die Stadt, verliert sich im Hintergrund in den Zügen des Mittelgebirges mit graublauen Farben wie in einem Aquarell. Lisa Conrady steht in der Nähe und folgt seinem Blick. Die Stadt wirkt aufgegeben. Jenseits der Kleingärten fährt ein Zug durch.

»Von Amsterdam kommen sie und gehen nach Warschau«, sagt er.

Sie ist eine fremde Frau. Dennoch will es ihm scheinen, er hätte sie so schon einmal wahrgenommen, das glatte Haar vor den gesenkten Kopf geschwungen, die zierliche Figur mit einer anmutigen Drehung der Stadt zugewendet, die Bewegungen so schneckenhaft langsam. Sie nimmt einen Apfel aus der Lederjacke und putzt ihn auf ihrem anthrazitfarbenen Rock.

»Als dieser Fleck noch zur geschlossenen Abteilung gehörte«, sagt er, schaut sich suchend um und beginnt, den weitestmöglichen Weg im Karree zu gehen, immer der Hecke, der Mauer nach wie ein Freigänger oder ehemals ein Insasse. Mehrfach, ehe er zu sprechen fortfährt, schreitet er diesen Kreis ab, als gälte es, sich ihre Langsamkeit anzueignen, und dann, indem er spricht, schaut er vor sich hin auf seinen Weg, als stünde dort geschrieben, was er sagt. Zuweilen aber wirft er einen raschen Blick über die Hecke in den Hintergrund, wo zwischen Baumkronen Giebel und Dächer zu erkennen sind: als drohte von dort eine Richtigstellung.

»Als dieser Fleck noch zur geschlossenen Abteilung gehörte, war er längst nicht jedem zugänglich. Die Mauer ist hier sehr niedrig, aber von außen sehr hoch, so daß man mit einem Schritt auf sie hinaufkommt, aber schlecht über sie hinweg. Es hätte sich selbstverständlich leichter einer hinabstürzen können als im gewöhnlichen Falle hinauf. Das wohl. Die Befürchtungen der Herrschenden aber waren andere. Sie wollten den Insassen den Anblick der Stadt ersparen. Eine drei Meter hohe Mauer war die Therapie, die die Patienten vor irreführenden Abbildern schützte. Man heilte die Irren durch Begrenzung auf sie selbst und ihre Krankheit. Es ist die Tradition des Narrenschiffs: Separation und Passage.«

Er bleibt für einen Augenblick an der Mauer stehen.

»Dieser Punkt war eine winzige Zwischenwelt. Niemandes Land. Nur durch die Gespensterwelt geschleust zu erreichen, und doch jenseits von ihr unberührt und still wie kein Stück der vorlauten Wirklichkeit. Vielleicht gab es die vielbeschworene Normalität einzig auf diesem kleinen Fleck.«

Sie schauen sich an.

»Das war einmal«, sagt er, »aber die Spuren sind noch da.«

Sie tritt zurück bis an die Hecke, nimmt einen Anlauf von drei, vier, fünf Schritten und wirft den Apfelrest davon, der eine steile Bahn nimmt, spitzbödig über die Zweige der Kastanie, weit über die Anstaltsmauer, über das Bild der Stadt, über das Gebirge im Hintergrund hinweg, an seinem höchsten Punkt ohne Ruhesekunde abstürzend und auf der Stelle verschwunden im Schornstein einer der Lauben der Kleingärten am Hang des Gertrudenberges. Sie hat es nicht einmal bemerkt. Allein ein solches Ereignis, denkt er, rechtfertigt die Schöpfung.

»Welche Spuren?«

Er zeigt ihr die Kirchtürme. In der Mitte die Marienkirche, evangelisch, rechts am Rand die Bergkirche, Westerberg, linker Hand der Dom mit dem Vierungsturm, achteckig als kaiserlich zu erkennen.

»Es ist angenehm, auf dem Gertrudenberg in der Sonne zu sitzen und auf die Stadt hinabzuschauen«, sagt er, und sein Blick bekommt einen Ausdruck freundlicher Skepsis. »Es tut der Seele gut und verletzt niemanden. Diese Aussicht wird aber doch niemals den Anspruch erheben, daß die Stadt sich in ihr spiegele, allenfalls ein paar Wolken über den Kirchtürmen.«

»Und?«

Er deutet über die Mauer.

»Die meisten Geschichten sind zersplittert, fortgewaschen, von charmanten Lügen überklebt. Diese Stadt ist von mittelmäßiger Grauseligkeit, ein uraltes, desillusioniertes Waschweib. Wahrscheinlich nimmt man das alles nur so wichtig, weil man mit einem Zipfel selbst beteiligt gewesen ist. Die Erinnerungen speisen sich aus der Angst, nicht gelebt zu haben.«

Ein Wind reißt über der Stadt die Bewölkung auf, daß wie ein Auge ein Loch entsteht im Himmel wie in der Zeit. Von dort trifft ihn ihr Blick. Es ist wie eine Begebenheit aus der Kindheit, ein wiedergekehrter Augenblick im Spiel, nicht im Sinne eines *Deja vu*, nur die Erinnerung an diesen Blick, an diese gestrenge Ernsthaftigkeit, zu der nur Kinder fähig sind. Das Geräusch der Bahn ist zu hören, dazu metallisch klingendes Vogelgezwitscher.

»Es gab einen Patienten, dem hatte man den Blick über die Mauer verordnet. Er hieß Hagedorn. War ein Schlachtergeselle aus einem der Dörfer Richtung Norden, wo das Land flach und endlos bis an die See reicht. Ein junger Kerl, merkwürdig feingliedrig, den hatte der Amtsarzt der Kreisstadt hierher überwiesen, weil dieser Hagedorn sich bei Gelegenheit in eine wilde Wut geschlachtet hatte. Kein böses Wort hatte ihn getrieben, kein überzähliges Glas. Mit Messer und Beil hatte er das Schlachtgut nicht nach Art des

Fleischers zerlegt, hatte es zerhackt und durchstoßen, in blindem Haß ein zweites Mal getötet und wer weiß wen an Stelle des auseinandergerissenen Viehs.

Man wußte nicht zu unterscheiden, ob der Anfall sich auf das tote Fleisch warf, oder ob womöglich das Fleisch den Anfall auf sich zog, und dann, so dachte man, könnte es eines Tages auch lebendiges sein. Die Mädchen nach dem Tanztee gingen dem Hagedorn aus dem Weg. Das Gerede legte sich um ihn. Als er dann eines Tages ein halbes Schwein so zugerichtet hatte, daß sein Meister von den Resten Hackfleisch machen mußte, war er an ein und demselben Tag aus der Arbeit entlassen und in die Anstalt aufgenommen. Man verschloß ihn mit Medikamenten. Und es war, als hätte er ein Ziel erreicht.

Eines Tages aber entdeckt ihn eine Ärztin. Eine stämmige Frau mit dicken, blonden Haaren, eine aus Polen oder ehemals Deutschland, die sich mit ihrer zupackenden Art, mit ihrem immerfrohen Gemüt einen Namen gemacht hat. Sie verkörpert in gewisser Weise, soll der Serenissimus der Anstalt sie beschrieben haben, das Ziel seiner Arbeit, die menschliche Normalität, auf die hin alles ärztliche Bemühen gerichtet sei. Die junge Polin führt Hagedorn gelegentlich an diesen Ort, erklärt ihm die Welt und ruht auf der Mauer mit ihm aus. Zwei Handwerker unterschiedlicher Abkunft für eine Butterbrotpause in der ersten, lindenden Wärme des Frühjahres auf einer efeubewachsenen Bruchsteinmauer. Sie vergißt, was sie ist. Denkt zeitweilig an nichts und kommt bei Gelegenheit ins Gespräch. Untherapeutisch. Über das Wetter und den Tag. Sie sind füreinander nicht zuständig. Das wohl wird ihnen rasch nahe erlaubt haben, jedenfalls sieht man sie bald zuverlässig da sitzen, der Schlachtergeselle erzählt leichten Wortes sein Leben, schaut dabei aus der sicheren Festung auf die unbegreifliche Stadt, und die Ärztin hört ihm zu.

Wahrscheinlich, wird der Leiter der Anstalt später notieren, wahrscheinlich eine unerlaubte Bindung. Eine Mittäterschaft starker Gefühle, ein bewußt womöglich nicht erfahrbare Ausgleiten aus der ärztlichen Rolle möchte Ursache gewesen sein, daß die talentierte Kollegin das Mindestmaß der therapeutischen Distanz verloren habe. Wie auch immer, die Polin tut etwas ziemlich Unärztliches. Sie hört sich die Geschichten des Schlachters nicht nur an, sie nimmt das Wort offensichtlich für die Wirklichkeit und denkt am Ende wohl, mit einem weiteren Wort das Unheil aus der Welt reden zu können. Sie erklärt ihm sein Leben, beweist ihm zuletzt mit brillanten Begründungen, daß er nicht neurotischer ist als die Gesellschaft, die ihn gebar, daß er ungefährlicher ist, als man ihn begreift, daß er auf den Gertrudenberg nicht gehört, sondern unbedingt und sofort in das Leben zurück - vielleicht nicht grad als Schlachter.

Ihre Worte sind unwiderstehlich, und er glaubt ihr keines. Sie dringt in sein Leben. Er entfernt sich immer verzweifelter in schweigende Blicke scheinbar sehnsuchtsvoll über die Mauer auf die Stadt, doch er wird längst schon die Hoffnungslosigkeit dieser Aussicht begriffen haben, während sie, da sie nie etwas anderes erfahren hat als die Wärme eines zupackenden Gemüts, mit immer plausibleren Geschichten die Ungefährlichkeit des Patienten beweist. Am Ende empört sie sich, daß er noch da ist, weil allein seine Anwesenheit die Überzeugungskraft ihrer Worte schmälern muß. Und dann eines Tages müssen ihre Einlassungen jeden Rest professioneller Zurückhaltung verloren haben, sie berührt ihn, trägt wohl Tränen des Mitgefühls in den lichten, polnischen Augen, verheimlicht erregt nicht länger, wie sehr für sie die Hagedornsche Geschichte über die Anstaltsmauer hinweggewachsen ist, berührt ihn auf jeden Fall, reißt ihn mit schrillen Behauptungen aus der Starre, das ist verbürgt für jenen frühsummerlichen Abend: du bist so gut, du bist normal.«

Die Cousine steht fröstelnd im Winkel, den die Mauer hinter der Kastanie bildet. Eine attraktive Frau. Achenbach tritt an ihre Seite und berührt ihren Arm.

»Hagedorn läßt auf seinem Gesicht so etwas entstehen wie den Ausdruck von Mitgefühl, eine Art Erbarmen, das ihm die Bewegung verändert. Er tritt näher, legt eine Hand an ihren Oberarm, betrachtet das, als geschähe es mit ihm, sein gesenkter Kopf erklärt, was gewesen ist, sein Blick dann in ihre Augen, verlangsamt, will die Geschichte fortschreiben wie das Wort, das ihm unhörbar über die Lippen kommt, doch zuletzt nimmt er mit verabredeter Entschlossenheit ihre Hand, zieht ein Messer und versetzt ihr einen erlernten Schnitt in den

Hals. Legt sie hinter der Kastanie über die Anstaltsmauer und läßt sie ausbluten in der Nacht nach der Art des Schlachters.«

Lisa Conrady nimmt einige Schritte Abstand. Und voller Skepsis fragt sie abermals nach den Spuren. Achenbach deutet auf allerlei hochgewuchertes Unkraut im Mauerwinkel, tastet über die Mauerkrone.

»Und?«

»Hier hat ihre Hand geruht, hier ist ihr Blut versickert.«

»Pennälergeschichten«, sagt sie lachend.

Sie blickt ihm ins Gesicht. Nichts steht dort geschrieben, was das Märchen ironisierte. »Das sind«, sagt sie, »beliebige Geschichten. So etwas wächst vorzüglich in der Provinz: Legenden.«

Achenbach lacht leise. Mit einem Achselzucken wendet er sich ab.

»Woher wissen Sie das alles?« fragt sie.

»Ich habe davon gehört.«

Er tritt an die Mauer und schaut auf die Stadt.

»Das also ist Osnabrück«, sagt er.

Den Weg zum Parkplatz nehmen sie durch das alte Anstaltsgelände. Achenbach erklärt die Furcht des Kindes vor dem Verlust der Normalität und die amtlichen Körpersprachen.

»Allein damit«, sagt er, »betrügen sie ihre Patienten. Und sie glauben tatsächlich, daß die das nicht begreifen. Das ist, als trüge eine Äbtissin Reizwäsche unter ihrer Kutte. Die Novizinnen bemerken es nicht, und doch verändert es alles.«

Sie sind bei den Wagen angekommen. Achenbach schaut auf die Uhr. »Man hat den mandellosen Beerdigungskuchen zu sich genommen. Der Onkel mit dem Pferdegesicht trinkt eben seinen ersten Weinbrand, und der smarte Advokat erklärt der Haushälterin, daß sie selbstverständlich bis zum Ende der Woche in Lohn bleibt.«

Lisa Conrady öffnet ihren Wagen, holt den Strauß weißer Rosen hervor und drückt ihn Achenbach in die Hand.

»Überhaupt«, sagt er, »hätte ich nicht kommen sollen heute.«

»Und ihre Mutter? Sind sie nicht ihretwegen hier?«

»Wohl nicht.«

»Sondern?«

»Ich weiß es nicht. Und Sie?«

»Ich bin eingeladen.«

»Handschriftlich, ja. Darf ich den Brief sehen?«

Sie zieht einen Umschlag aus der Innentasche ihrer Lederjacke. Achenbach wirft einen flüchtigen Blick auf die Zeilen.

»Es ist ihre Handschrift, kein Zweifel«, sagt er und gibt den Brief zurück.

»Haben Sie es nicht geglaubt? Wollen Sie es nicht lesen?«

»Ja, nein. Es stimmt schon alles. Eigentlich ist er an mich gerichtet.«

Die Frau lächelt. Ein Sonnenstrahl schneidet grelle Vielecke aus den Autoblechen. Von den Tennisplätzen springen matt die Ballgeräusche her.

»Was haben Sie vor?«

Sie überlegt einen Moment.

»Auf die Interna werde ich verzichten«, sagt sie, »schau mir die Stadt an, such mir ein Hotel und nehme morgen früh den amtlichen Teil wahr.«

»Was erwarten Sie?«

»Eine Überraschung. Und Sie?«

»Eine Gemeinheit. Ich sollte auf der Stelle heimfahren. Den Nachmittag verschlafen. Einen Zahnputzbecher Lebenswasser stürzen. Und bei der Arbeit in der Nacht berührte mich in zerstreuten Momenten lediglich die Vorstellung, ich hätte von der Beerdigung meiner Mutter geträumt.«

»Wollen Sie den Termin beim Anwalt nicht wahrnehmen?«

»Er ist ja doch nur der irdische Häscher meiner himmlischen Mutter. Er kann mir jede Unverschämtheit auch schreiben.«

»Was für eine Unverschämtheit?«

»Weiß nicht.«

»Haben Sie Angst um Ihr Erbe?«

Er lacht.

»Angst? Die Angst *ist* mein Erbe!«

Es ist warm geworden. Lisa Conrady legt die Lederjacke in ihren Wagen zurück, nimmt eine schmale Handtasche und prüft ihr Make-up im Rückspiegel. Von den Tennisplätzen her kommt ein Aufschrei, dann erstummt für einen theatralischen Moment das stumpfe Plopp der Bälle.

»Ich lade Sie zum Essen ein«, sagt sie. »Das erfordert mein Anstand als Alleinerbin.«

»Ich wußte«, sagt er mit merkwürdigem Ernst, »daß meine Mutter ihren Einfluß auf den kompliziertesten Wegen geltend machen würde.«

»Wohin gehen wir?«

»In die Altstadt. Vorher zum Grab.«

Der Totengräber hat seine Arbeit für den Tag getan. Die Grube ist zugeworfen, abgesichert gegen jede Auferstehung das Grab mit eisenschweren Kränzen und Gebinden, zementiert mit ewig gültigen Worten der Liebe und der Trauer.

»Die Lebenslüge überdauert auch den Tod«, spricht Achenbach und wirft die Rosen auf das Grab. »Sie baut die Gedenksteine, die Mausoleen, die Pyramiden. Wie soll auch ausgerechnet das Leben den Tod begreifen. Es sind wirklich Brennesseln, Mutter. Aber sie kommen von Herzen.«

Er macht der Cousine ein Zeichen. Ausgangs des Friedhofs bleibt er nochmals stehen. Von der Stadt her trägt der Wind einen schwachen Glockenklang. Es ist zwölf. »Ich verfüge jetzt und für alle Zeit«, sagt er, »daß ich verbrannt werden will am Ende meines Lebens. Und meine Asche streue man auf den Gehweg der Wittkopstraße, wenn es Winter ist und frostklar und Schnee gefallen, aber nicht auf die Fahrbahn, wo die Kinder jauchzend Schlitten fahren.«

Kapitel 2

Eingangs der Altstadt kehren sie in der Gastwirtschaft *Holling* ein. Das sei, sagt er, ein Haus von kulinarischer Gewöhnlichkeit, biographisch aber bedeutsam, denn an diesem düsteren Ort habe er sich das Biertrinken erarbeitet, die Pennälergeschichten und eine Weltanschauung, die wenigstens in Teilen bis heute Bestand habe.

Es ist alles, wie es war. Er führt sie in einen finsternen Winkel.

»Dies ist das Gewölbe«, erklärt Achenbach. »Hierher kam noch nie ein Sonnenstrahl. Kein anderer Lufthauch als der Dunst von schalem Bier und kalten Zigarren. Und an den Tischen wurde die Welt da draußen tausende Male vergessen und verstanden, verflucht und verloren...«

»...und so geschieht es an tausend Stammtischen Tag für Tag.«

Lisa Conrady lacht. Ihr Schneidezahnpaar steht in der Mitte eine Spur weit auseinander. Sie nehmen Platz und bestellen Pinot noir und Salat. Der erste Schluck Wein und die Zigarette, die sie dazu raucht, verändern sie, erschließen eine Unbefangenheit, mit der sie das Glas hält, die Zigarette zwischen den Fingern mit dem Leben verwachsen wie ein Rosenkranz der Hand einer Heiligen. Und als wäre jetzt alles vornehme Spiel beendet, fragt sie: »Wie also sind wir verwandt?«

Achenbach durchfährt mit dem Finger den feuchten Ring, den das Glas auf der Tischplatte hinterlassen hat. Er zeichnet etwas wie ein chinesisches Schriftzeichen. Das Bild an der Wand zeigt den Wochenmarkt auf dem nahen Domplatz. Er erinnert sich nicht daran, aber es muß vor fünfundzwanzig Jahren hier gehangen haben. Und seine Hand, damals kaum jünger, hat dieses Holz berührt, und sein Herz, allenfalls naiver, hat denselben melancholischen Takt geschlagen, dieselbe unbegründete Wärme besessen.

»Im Haus meiner Eltern hängt seit je ein Bild im Wohnzimmer, eine Fotografie, die zeigt zwei Herren mittleren Alters in einer südländischen Landschaft rauchend auf einer Terasse, ein wenig schräg zueinander in Gesellschaft stehend, die Augen verkniffen in der Abendsonne, die Zigarren zwischen den Fingern wie einen wichtigen Besitz. Der eine steht breitbeinig da mit hängenden Armen und schaut mit stolzem Blick geradewegs in die Kamera. Der andere, ein kleinerer, ist ein wenig verdreht, lächelt schmallippig unter dem Schnurrbart hervor, und der Blick aus den verhangenen Augen spricht von Skepsis oder Verlegenheit. Das ist dein Großvater, hat mir die Mutter in der ersten Stunde meines Lebens erklärt und es täglich wiederholt, da steht er am Mittelmeer mit dem großen Dichter, dem Herrn Doktor Thomas Mann. Dazu hat sie eine Handbewegung in die Richtung des Bilderrahmens über dem Klavier gemacht, die immer so ungenau war, daß ich bis an das Ende meiner Kindheit den Dichter mit dem süffisanten Blick für den Vater meines Vaters hielt.«

»Achenbach?«, fragt sie, »gibt es da eine Verbindung? Des Namens?«

»Ja und nein«, sagt er und sieht sie an, als nähme er sie das erste Mal richtig wahr. »Bei Thomas Mann heißt er Aschenbach, oder von Aschenbach, wie seit seinem fünfzigsten Geburtstag amtlich sein Name lautete.«

Er sitzt da, als erklärte er die Arbeit und den Tag. Mit dem Handrücken streicht er über den Ärmel. Seine Bewegungen vollzieht er in einer Akuratesse, die sich nicht nur in Widerspruch zu setzen scheint zu den ungenierten Blicken, mit denen er seine Umgebung

in Besitz nimmt, auch zu seiner merkwürdigen Ungewißheit, wie er hellwach anwesend ist mit seiner Geschichte und gleichzeitig so gestrig in diesem abgetragenen Jackett.

»Mein Großvater, der alte Achenbach, lebte und arbeitete in Landesdiensten im Hannöverschen, als Medizinalrat für seine Narren, wie er sagte und mit Leib und Seele an den Verdrehten drehte, durchaus mit einem mechanischen Glauben an die Heilung. Nur die richtige Schraube finden und in die richtige Richtung drehen, nur dem Verirrten mit beiden Händen den Schädel festhalten und ihm mit einem tiefen und strengen Blick in die Augen den Weg weisen. Unsere Angst, pflegte er zu sagen, macht ihnen Angst. So lebte er eine ausdauernde Menschenfreundlichkeit, laut und hölzern, ein Kerl wie ein Baum, knochig und mit vorquellenden Augen, denen nichts entging, wenn er mit ausgreifenden Bewegungen durch die Gänge der Anstalt jagte, die lärmende Herzlichkeit wie eine Waffe nutzend. Die Ärmel des Kittels aufgekrempelt, die großen Hände scharlachrot gefleckt, das Gesicht zuweilen blau vor Kraft und Willen, war er der Viehdoktor aus seiner niedersächsischen Heimat, irgendeine verlassene Bauernschaft zwischen Cloppenburg und Papenburg, und von der Eleonorenhöhe, der einzigen Erhebung weit und breit, konnte er über die Ammerländer Moore in die Nordsee spucken. Wie ein Tierarzt durchzog er mit einem unbeugsamen Heilungswillen die Anstalt, schaute den Insassen ins Maul oder sonstwohin, verabreichte ihnen Übel-schmeckendes auf eisernen Löffeln, täschelte sie, schlug ihnen die Flanken oder streifte ihnen gelegentlich die wirren Haare aus der Stirn. Der alte Achenbach wäre auf dem elterlichen Hof ebenso sehr er selbst geworden wie als Veterinär oder Pferdehändler: oldenburgisch geradeaus, mit offenem Herzen, offenem Kopf.

Nur zuweilen, an den Rändern, auf Fotografien von Familienfesten, wo das Bier und der friesische Kôm das ihre getan haben, sieht man ihn auf dem Sofa in der besten Stube oder unter den Kirschen hinter den Schweinewiesen im dunkelgrauen Anzug, Weste, Vatermörder, und der Zug seines Mundes, die Schürzung der Oberlippe, wie man früher gesagt hätte, einseitig, daß ihm der Schnauzbart schief gezogen war, das gab ihm eine verborgene Spur von Ironie. Als wüßte er von einem Spiel, das er spielte, als kennte er die Sinnlosigkeit und leugnete sie von sich und allen anderen weg, nicht in die Haut zu fahren, die er tätschelte, nicht aus der Râson, die auch preußisch war, zuallererst aber oldenburgisch.

Es waren geordnete Zeiten in Hannover eingangs des Jahrhunderts. Die Stadt leuchtete nicht, aber die Sonne gab Licht. Der alte Achenbach, inzwischen bei den Wahrendorffschen Anstalten in angestellter Position, war wohlgelitten, erwarb sich mit der Zeit den Ruf, eine sichere, eine glückliche Hand zu besitzen, baute ein prächtiges Haus am Rande des Stadtwaldes, geräumig und hell, aber doch so klar in den Linien, so überkommen in den Proportionen, so frei von den Modetorheiten des niedergehenden Kaiserreichs, daß es hätte in Cloppenburg stehen können oder Quakenbrück. Mit den Jahren verlor sich ein wenig seine zupackende Anteilnahme. Die Bewegungen wurden ihm gemessener, die Sprache ruhiger, womöglich auch bedachter, ins Ehrwürdige gehend, aber niemals die Natürlichkeit und den gesunden Verstand verlierend, der die Menschen zwischen den Mooren auszeichnet.

Er besaß, wie man das Glück damals und bis heute verstand, eine herzensgute Frau, ein unkompliziertes Wesen, frei von Modetorheiten, klar in den Linien, überkommen in den Proportionen. So paßte sie in sein Haus, in sein Leben und sollte ihm nicht den Kopf verdrehen wie die Scharen der Verdrehten, mit denen er Tag und Nacht zu kämpfen hatte. Wohl zu dieser Zeit hat er allmählich begreifen müssen, daß seine Vorstellungen von den mechanischen Gesetzmäßigkeiten des menschlichen Geistes nicht mehr und nicht weniger Gültigkeit besaßen als die Fotografie eines Gebäudes für dessen Existenz. Ein beschreibendes Verständnis hat seinen Wert, aber keine Wirksamkeit, und mit den Jahren wurde ihm auch der Blick langsam, und er sah, daß er nichts erkannt hatte, daß er mit ausgreifenden Schritten der Unwirklichkeit davongelaufen war, durch die Anstaltsgänge tagtäglich kilometerweit tätschelnd, lächelnd, verlegen und bang wie ein oldenburgischer Bauer, der sich als Tierpfleger wiederfindet in einem Zoologischen Garten voller exotischer, furchteinflößender Kreaturen.

Zu dieser Zeit kam er das erste Mal auf die sonderbare Idee, in die Ferien zu fahren, in die Frische, in die Sonne selbstverständlich, und wenn er wohl kaum der erste der Arrivierten aus dem Hannöverschen gewesen sein wird, den es gen Arkadien trieb, so war er gewiß einer, der es nicht dem Zeitgeschmack zuliebe tat, sondern weil er ahnte, daß es galt, Abstand zu gewinnen, um deutlicher zu sehen. Es muß ihm in der Eisenbahn nach Süden unterwegs das Fernweh ein Heimweh geworden sein, eine Lebenssehnsucht nach alten Bildern, und der Blick aus dem Abteilfenster auf die karge Schönheit der Poebene war ihm der Blick auf das platte Cloppenburger Land, das er sich durchmessen sah als Landarzt auf einem Landauer, rabenschwarz durch goldgelbe Getreidefelder, bei klirrender Kälte und in finsterster Nacht gegen Regen und Schnee, gegen Hagel und den Wind, der dort oben immer geht. Anders als diese italienische Sonne, die die Kraft eines Mannes im Keim erweicht, die nichts hat und nichts will, gegen das er sich hätte stemmen können.

So kam er nach Venedig. Die Frau mit großen Augen an seiner Seite, der knapp vierzehnjährige Sohn Theodor, ein anerkanntermaßen kluges und hübsches Kind, stets und ständig unterwegs und vornweg, so durchstreifte der alte Achenbach die Lagunenstadt durchaus im Entdeckersinne der Jahrhundertwende wie ein Märchenschloß aus Tausendundeiner Nacht. Aber hinter dem Glanz, unter der Fröhlichkeit durchschaute er als erfahrener Nervenarzt die Wirklichkeit dieses Ortes augenblicklich, schreibt schon am Tage nach seiner Ankunft den Kollegen von einem entzündlichen Prozeß, den eine endzeitliche Pracht, das bekannte finale Erblühen dem geübten Auge zu verbergen nicht in der Lage sei. Das Faszinosum dieses Ortes, berichtet er nach Hannover, sei neben der unbestrittenen Herrlichkeit der Pallazzi und Piazzzi, der Ponti und Canali, hinter der selbstverleugnerischen Ausgelassenheit der unfehlbar beschämend freundlichen Menschen die spürbare Endlichkeit. Der Fäulnisgeruch, behauptet er, sei nicht nur der des brachen Wassers, nicht nur der der natürlichen Ausscheidungen eines solchen Lebewesens wie Venedig, er sei mehr, füge sich so erschreckend stimmig in den Lärm und die Lust, in die feuchten Schattenecken und das heuchlerische Lächeln: überall Käuflichkeit und Hysterie, überall Moribunde.

Totentanzstimmung.

Die Familie blieb nur wenige Tage. Der alte Achenbach suchte in einem der venezianischen Irrenhäuser auf der Insel San Clemente zu hospitieren, kämpfte vergeblich gegen behördlichen Gleichmut und medizinische Befangenheit, sollte zunächst die Antwort einer Nachfrage im Hannöverschen erwarten, da forderte er enttäuscht und aufgebracht in der nächstbesten Reise-Agentur einen Aufenthalt am Wasser, nicht im Wasser, ein ruhiges Stück Welt mit gewöhnlichen Menschen und auf alle Fälle außerhalb Venedigs. Der Frau und dem Kind sprach er von lärmender Überfüllung, eitler, ja anstößiger Zurschaustellung, die ihm die Ruhe zerfresse, die Besinnung, da es ihm um den Begriff des Wahnsinns zu tun sei, über den nachzudenken in der Mitte dieses irrsinnigen Trubels nicht eben angeraten sein könne.

Am folgenden Tag trug sie eine Gondel in dunstiger Frühe über die Kanäle zum Hafen, wo die Familie ein düsteres Schiff bestieg, das unter Dampf zur Fahrt nach Pula lag. Allerlei buntes venezianische Volk saß mit Kisten und Bündeln auf dem Vorderdeck, ohne Unterlaß in lärmender Unterhaltung versessen, gestikulierend, als ginge es bei jeder Kleinigkeit um eines ihrer armseligen Leben. Achenbach bedachte das mit kaum einem verächtlichen Blick, begab sich ohne Verzug unter Deck, suchte dort in dem schmalen Speisesaal den äußersten Winkel auf, nahm Platz, richtete sich umständlich ein, daß kein Zweifel blieb, er würde diesen Fleck erst wieder verlassen, wenn das Schiff sein Ziel erreicht habe. Aus seiner Reisetasche kramte er eiligst, als wüßte er nicht, daß er über das Adriatische Meer beinahe den ganzen Tag unterwegs sein würde, Schreibzeug, das ledergebundene Notizbuch, orderte noch rasch und belästigt bei einem herbeieilenden Stewart einen schwärzesten Kaffee, einen doppelten Kräuterschnaps, einen Grappa oder was, warf noch einen letzten Blick aus dem verschmierten Fenster auf den bleiernen Himmel über der Lagunenstadt, murmelte wohl etwas über einen leichten Abschied und vertiefte sich augenblicklich in ein just vor der Abreise erworbenes Handbuch der Psychiatrie.

Er beugte sich über die Seiten, bedeckte seine Stirn mit der Hand, und ihm war, als lasse sich nicht alles ganz gewöhnlich an, als entsteige den ersten Zeilen des Buches eine träumerische Entfremdung, als entziehe sich ihm mit wenigen, andeutenden Worten alles Bisherige. In diesem Augenblick berührte ihn jedoch das Gefühl des Schwimmens, und mit unvernünftigem Erschrecken aufsehend, gewahrte er, daß der schwere und düstere Körper des Schiffes sich langsam vom gemauerten Ufer löste und erst nach schwerfälligen Manövern auf die See hinausdampfte. Ein letzter Blick auf den Hafen und die Inseln mag ihm bestätigt haben, er war fehlgegangen. Der Himmel war grau und dunstig, der Wind feucht, die kaum spürbaren Bewegungen des Schiffes entschlüsselten sich für Achenbach augenblicklich als der Boden des bisherigen Denkens und Arbeitens, und so schwankend wie die Planken des Dampfers würden für diesen Tag der Überfahrt seine Sinne sein, das Wasser des Adriatischen Meeres wie die Worte des Kompendiums das tragende, hinüberrettende Element. Und jedes von ihnen atmete er ein wie die schwere Luft, die im Bauch des Schiffes lag. Ihm war, als wechselte er an einem Tag hinüber auf einen fremden Kontinent.

Besonders die Ausführungen Eugen Bleulers öffneten in ihm eine Tür, hinter der alles gedacht und gefühlt aufbewahrt war, was der schweizerische Psychiater an Ideen vom ganzheitlichen Begreifen der Krankheit, von hoffender, helfender Nähe zu denen erfahren hatte, die Achenbach bislang bewahrt und beschrieben hatte wie Museumsstücke aus einer entfernten Kultur. Als es nach nicht einmal einstündiger Fahrt zu regnen begann, drängte alles Volk in den korridorartigen Speisesaal, verursachte einen schneidenden Lärm und verbreitete eine Luft, die Achenbach augenblicklich auf Deck trieb. Dort stand er eine Zeit an der Reling, ließ den Regen reinigend auf sich niedergehen, und wie der ebenmäßige Horizont den Punkt seines Aufenthaltes auf der Weite des Meeres umschrieb, so sah er sich in der Mitte der Erkenntnis, ohne Bleulers Gedanken weiterlesen zu müssen. Die einleitenden, das neue Denken begründenden Ausführungen des Schweizer hatten gereicht, in Achenbach das aufzuschließen, was in all den Jahren der zupackenden Arbeit gegen die herrschende Lehre in ihm gewachsen war. Tropfnaß setzte er sich an der Spitze des Schiffes auf einen eisernen Kasten, beugte sich vor, nahm sich auf seinen Beinen zusammen und verlor sich für eine unbestimmte Zeit.

Als er erwachte, war es eine veränderte Luft. Der Regen hatte aufgehört, der Himmel sich erhellt. Stellenweise waren die Wolken aufgerissen, und die Sonne strich gelegentlich mit einem schwachen Schein über die ruhige See. Die Kleidung saß ihm klamm auf der Haut, ein Gefühl der Enge lag ihm auf der Brust, als er aber als einen dunkelgrauen Streifen im Dunst die dalmatinische Küste vor sich erkannte, da wußte er gewiß, daß er den Ort seiner Bestimmung getroffen hatte. Dorthin hatte er reisen wollen.

Noch am selben Abend im Mai trug ein geschwindes Motorboot ihn und seine Familie aus dem Hafen von Pula nach Brioni, einer Insel vor der istrischen Küste, die mit schroffen Klippen gegen das offene Meer und, wie es Achenbach im Annähern vorkommen wollte, gegen die künstliche, süßliche Aufregung der Lagunenstadt stand. Allein die Einfachheit des Landmannes, der sie mit einem Pferdewagen von der Anlegestelle zum Hotel brachte, die Ehrlichkeit und Genügsamkeit, die aus dem gesunden Maß seiner Bewegungen sprach, die natürliche Bescheidenheit, die in der Landschaft wie in der Architektur der Insel ihren Ausdruck fand, das alles gemahnte Achenbach wohl sehr an die entfernte Heimat, und froh, im Schutz der Dämmerung angekommen zu sein, versprach er sich von der Zeit auf der Insel Ruhe und Vernunft.

Die Familie bezog ein wunderbares Appartement und traf auf eine in der Hauptsache österreichische Hotelgesellschaft, die sich an diesem Abend beim Diner in gelinder Erregtheit fand, da man tags davon Kenntnis bekommen hatte, daß der Komponist und Dirigent Gustav Mahler viel zu jung in Wien verstorben war. Man nahm Kaffee und Zigarren auf den Terrassen an diesem Abend. Die Luft war schwer, die untergehende Sonne ließ ein falsches Licht zurück. Achenbach, der bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich eine fremde Gesellschaft laut und hölzern durchzog, ging an diesem Abend der Geselligkeit aus dem Weg, hatte wohl noch zu sehr die Ideen des Kollegen Bleuler im Kopf, das euphorische Gefühl im Herzen, mit der Psychiatrie das Leben neu begriffen zu haben, da traf er auf

einem der halbdunklen Wege des weitläufigen Gartens den deutschen Dichter Thomas Mann.«

Lisa Conrady schaut ihn an.

»Man muß sich das vorstellen...«, sagt er. »Man muß sich das wirklich vor Augen führen. Vierschrötig der Viehdoktor, leutselig, da er glaubt, nach langer Irrfahrt einen Ort der Seelenruhe gefunden zu haben, das Land der natürlichen Ordnung, an dessen Gestade das Wasser von der Entschlossenheit des Meeres kündigt und dennoch häufig stillsteht und nicht fault, den Garten Eden des Bewußtseins sozusagen, in dem gelegentlich ein reinigender Regen zu erwarten ist. Da stehen die beiden Männer in steifen Kleidern beisammen, Achenbach mehr als zehn Jahre älter, sein Gegenüber aber fortgeschrittener in der Verknappung der Bewegungen, mit seinen nicht einmal sechundsreisig Jahren schultersteif, ein großer grauer Bügelverschlucker, halsverkühlt und ein wenig gemütschwer mit dem Hundeblick auf die schroffen Klippen in der aufziehenden Dämmerung. Der Moment der Begegnung besitzt eine melancholische Ernsthaftigkeit, die sie schweigend entgegennehmen. Für einen Augenblick mögen sie glauben, sich gefunden zu haben, der Arzt einen Weggenossen, der Dichter einen, in dessen Nähe er sich ohne einen mokanten Selbstverweis aufhalten könnte, doch das erste Wort zwischen ihnen wird wenigstens letzterem, dem Poeten der empfindungsschweren Lebensferne, die Hoffnung auf einen erotischen Funken genommen haben.

Achenbach erkennt den Dichter nicht. Er erkennt in ihm den Landsmann, den Ruhebedürftigen und hält ihn wohl schon deswegen für einen Gleichgesinnten, weil er in dieser Stunde mit ihm innehält. Die Unterhaltung ist zunächst banal. Das Land und die Leute. Das Wetter, das Meer. Der alte Achenbach aber ist an diesem Abend so beeindruckt von der Überfahrt des Tages, so beflügelt von der Kraft der Erneuerung, daß er den, den er wohl für einen Herzschwachen hält, für einen, der seine Tage in der schwerflüssigen Welt der Sanatorien in Gesellschaft zeitloser Frauen verrinnen läßt, daß er ihn blind für den reservierten Blick kurzerhand am Ärmel zupft und auf einen der dunklen Wege des weitläufigen Gartens mitnimmt. Von der Ruhe in Distanz wird er dem Dichter gewiß geredet haben, von der Irrfahrt in die Lagunenstadt, deren Lieblichkeit ihm nur süßlich, deren Lebendigkeit ihm nur sterblich vorgekommen sei, Falschmünzerei gegen die beständige Klarheit seiner Heimat und das Leben der Menschen in ehrlichen Traditionen. Und daß man ihm den Blick in die Irrenanstalten der Stadt verwehrt habe, aus durchsichtigen Motiven, mit amtlichen Schutzbehauptungen, daß schmerze ihn am ehesten, doch wahrscheinlich, sagt er scherzhaft, finde sich dort die Normalität eingesperrt, irgendwann in der irrlichternden venezianischen Zeit überwältigt von den Narren. Der Dichter zwischendrin gibt schultersteif einen Blick nach hinten und meint, es gibt einen Wind in dieser Gegend, einen Wind aus dem Süden, der sich auf die Gemüter legt. Er wird sich nicht gewehrt haben mögen gegen die Arglosigkeit, mit der der Bauerssohn sein Leben auszubreiten begann, vielleicht aber hat er sich einen Nutzen versprochen von der ungewollten Bekanntschaft, vielleicht hat er seinen Begleiter schon als Fiktion erlebt, in seiner hölzernen, rotbackigen Menschenliebe in das Personal eines Romans gehoben, in den Anfang der Geschichte einer Begegnung. Als sie jedoch in die Nähe des Hotels kommen, fragt der Dichterst, ob der Herr Professor Kunde genommen habe vom Dahinscheiden des Menschen und Tonsetzers Mahler, grausam zeitig für eine solch begnadeten Persönlichkeit, aber doch so häufig das Schicksal des Genialen, sich in dramatischer Lebensseile verwirklichen zu müssen. Ach ja, jawohl, antwortet Achenbach. Mein Bruder wartet, sagt der Herr Mann, nimmt einen knappen, höflichen Abschied und geht.«

Die Salate werden gebracht.

»Das Foto also«, sagt er, »ist ein vergilbtes Stück Geschichte. Es zeigt sie auf der Terasse des Hotels. Rauchend stehen sie schräg vor der verhangenen Küste, blicken vollkommen ernsthaft aus ihren Bratenröcken in die Kamera, das kosmische Problem bedenkend oder das schwere Essen. Der Großvater bezeichnet den Dichter in einem Brief als einen berufsmäßig ins Hypochondrische neigenden homo melancholicus, höflichst in den Manieren und stark interessiert an der Bändigung des Unverstandes. Der alte Achenbach vertieft sich auf der Insel Brioni in das psychiatrische Kompendium, dessen Lektüre ihm zur

Lebenswende gerät. Aus äußerster Entfernung zu seinen Patienten gelingt ihm an der dalmatinischen Küste leichten Sinns der Schritt von der beschreibenden Systematik zur ganzheitlichen Caritas. Nur im Kopf. Was er tags liest, versteht er abends auf dem Spaziergang mit dem deutschen Romancier Thomas Mann, überzeugt ihn und sich selbst von einem freisinnigen Begreifen dessen, was sich jenseits der behaupteten Normalität entdeckt. Und der Dichter kann sich offenkundig nicht freimachen von der unbekümmerten wie seriösen Ausstrahlung des alten Patriarchen und Lebeschöns, weil die Erfahrung der Andersartigkeit seit jeher in ihm liegt. Er erzählt von einem Hochstapler-Roman, zeigt sich interessiert an der psychiatrischen Lebenswelt, die doch wohl eine starke Affinität besitzen müsse zu den Gespinsten, aus denen sich die höhere Literatur verdichte. Nicht umsonst nehme letztere sich eben die Grenzüberschreitung immer wieder zu ihrem Inhalt. Büchners Lenz, spricht er, und versteigt sich mehr als eine halbe Stunde in das Thema der Entwürdigung des Menschen, die Niedergang und Größe gleichzeitig in sich trage und eigentlich immer zum Schicksal des bewußt Lebenden gehöre.

Tags darauf nach dem Frühstück sprach Thomas Mann ein flüchtiges Lebewohl. Das Wetter habe ihn darauf gebracht, der schwere, unerträgliche Wind, die Pflicht, etwas Grundlegendes über den umstrittenen Komponisten Wagner zu Papier bringen zu müssen und, nicht zuletzt, die alte Liebe zur Königin der Meere, die sich auch in den Gesprächen mit dem Herrn Medizinalrat in Erinnerung gebracht habe. Er sei fehlgegangen, fahre nun ohne Verzug nach Venedig, dorthin habe er im Grunde genommen reisen wollen.

Überliefert ist vom alten Achenbach persönlich der Abschied am kleinen Hafen von Brioni, denn er selbst hat der Familie Mann die Koffer, Büchertaschen und Hutschachteln auf das Boot gereicht, hat noch lange Jahre später von jenem letzten Eindruck erzählt, belustigt schlechterdings, wie er den Dichter, von dessen Größe er erst im nachhinein erfahren habe, staksig beleidigt wie ein Marabu den Schritt auf die Planken hinab habe vollziehen sehen, auf den älteren Bruder gestützt, von der besorgten Gattin an die Hand genommen. Aber wohl irritiert hat Achenbach, nachdem er floskelhafte Abschiedsworte von einem möglichen Wiedersehen gesprochen hatte, das letzte Wort des Schriftstellers, schon losgemacht das Boot, so fehlplaziert festgeklammert mit weißer Hand der Dichter an der niedrigen Reling: Man soll nichts erwarten... Einzig dem zarten Sohn des Medizinalrats, dem vierzehnjährigen Theodor, gönnt der dahinfahrende Dichturfürst einen letzten Blick, als wüßte er - die Würde rettet allein der Tod -, daß er noch am selben Tage in den Adriatischen Fluten sein Ende finden würde.«

Achenbach rührt in seinem Salat.

»Das war im Jahre neunzehnhundertundelf.«

Lisa Conrady nimmt sich ein Stück Brot aus dem Korb. Die weiße Haut ihrer Finger ist von Schneckenflecken befallen wie von einem rostbrandigem Ausschlag. Sie trägt keinen Ring.

»Der Tod in Venedig«, sagt sie.

»Ja, ja, der Liebestod des lebenssatten Künstlers. Die Faszination der Entwürdigung, die Endzeit des Verlangens. Und alles vollkommen biographisch.«

»Nicht wirklich.«

»An einem der Tage auf Brioni notiert Thomas Mann in sein Tagebuch: Ein Herr Achenbach - oder von Achenbach - aus dem Niedersächsischen. Nervenarzt, robuster, distanceloser Typus. Seelendoktor und Handwerker. Über den Unverstand und die Würde des Wahnsinns. Idee einer kleinen Improvisation zwischen den Pflichten. Freiheit und Sklaventum des Eros. Am Abend kehrt der buhlerische Wind von Süden zurück. Kopfdruck, Ahnungen. Phanodorm. Leidlich geschlafen.«

»Neunzehnhundertelf?«

»Dieses Tagebuch hat er später verbrannt«, sagt Achenbach und grinst. »Das aber hat der Nachwelt nicht wirklich zu schaffen gemacht. Wer eine Eintragung gelesen hat, kennt alle. - Etwas weiter am Roman. Mittags mit K. spazieren. Nebel, überreizt.«

»Wer ist K.?«

»Katia Mann.«

»Es ist nicht wirklich wahr«, sagt sie unsicher, »nichts als Familienlegende.«

»Wenn schon«, sagt er und macht der Bedienung ein Zeichen.

»War Thomas Mann nicht ein sehr großartiger Kleinbürger? Ein Vater, der seine Kinder mit Genie und Ängstlichkeit traktierte?«

»Es gibt«, antwortet Achenbach, »schlechte Väter. Es gibt viel zuviele schlechte Väter. Wenn einer von ihnen nebenher noch ein großartiger Dichter ist, was soll das schaden?«

Sie verschwindet für eine Minute. Er schaut ihr nach. Sie ist eine Frau Mitte Dreißig, eine jener jugendlichen Figuren, die sich entfernt halten von der Körperlichkeit der Mütter, die sich zusammeneinander in ihren knabenhaften Hüften, und der Reiz, den sie auf einen wie Achenbach ausüben, ist, sie aus dieser Einengung zu erlösen. Als sie kommt, ist die Vogelbeere auf ihre Lippen zurückgekehrt. Sie zahlt. Draußen ist es Sommer geworden. Der Wind hat die Stadt verlassen. Das Licht liegt auf der Straße.

»Das Foto existiert.« Er nimmt flüchtig ihren Arm, weist ihr den Weg durch einen schmalen Durchlaß auf den Domplatz. Dort ist eine einzige Baustelle, ein riesengroßer, stiller Sandkasten, in dem die Bagger über die Mittagszeit in die Erdhaufen gewühlt sind wie verlassenes Spielzeug. Dahinter steht der Dom wie auf eine Kulisse gemalt.

»Am Ende seiner Ferien nahm der alte Achenbach in der Absicht, doch noch die Irrenhäuser von San Sereilo und San Clemente zu besuchen, abermals den Weg über Venedig. Es ist Juni. Auf dem Lido fragt er im Grand Hotel des Bains nach der Familie Mann, doch die Herrschaften sind schon abgereist, allerdings keineswegs der Cholera wegen, die erst gegen Ende des Monats die Lagunenstadt heimsucht.«

Sie suchen sich einen Weg am Rande der Baustelle. Achenbach erklärt den Platz. Bischöfliches Palais, Priesterseminar, Gymnasialkirche. Gegen das Licht die Domtürme.

»Die Bäume sind fort. Endgültig. Einige Dutzend ehrwürdige Linden haben hier gestanden bald das ganze Jahrhundert. Ich habe dieser Tage einen Stumpf ausgezählt. Fünfundvierzig war ein gutes Jahr für Bäume. Und dreiunddreißig. Jetzt haben sie ein natürliches Ende gefunden: krank gemacht, für tot erklärt und abgesägt. Das beunruhigt uns nicht. Die neuen Bäume sind schon herangezogen.«

Ein schwarz gekleideter Mann geht auf eine Seitenpforte der Kirche zu.

»Nach einiger Zeit kam eine Briefkarte aus Bad Tölz. Habe mir erlaubt, Ihren Namen für eine literarische Miniatur zu mißbrauchen und wiederum nicht, da ich ihn in Aschenbach, oder von Aschenbach verfälscht habe wegen des Anklangs zu Asche, zu Verbrennung, was im entferntesten der Gegenstand dieser kleinen Geschichte sein wird. Ihr Thomas Mann.«

»Nein...«

In ihrem Lächeln entdeckt Achenbach eine argwöhnische Spur. Vor dem Dom bleibt er stehen. Die Bewegungen außerhalb des Platzes vollziehen sich geräuschlos. Mitunter blitzt ein Licht aus Fensterscheiben auf.

»Ich zeige Ihnen was«, sagt er und führt sie in eine Gasse zwischen der Gymnasialkirche und der Seitenpforte des Doms. Es ist ein schmaler, steinerer Gang zwischen den Kirchen, eine Schattenecke unter den himmelhohen Sandsteinmauern unterhalb des wuchtigen, achteckigen Vierungsturms. »Das ist der Hexengang«, sagt er und hält an dem schmiedeeisernen Gitter inne, das den Dom vor der Weltlichkeit schützt. »Hier ist es seit mehr als tausend Jahren kühl. Niemand in dieser Stadt weiß Ihnen heute zu sagen, woher der Gang seinen Namen hat. Dabei braucht es dazu keine Legende. Allenfalls einen kleinen Schritt zur Seite...«

Dort, wo das Gitter im Mauerwerk eines mächtigen Pfeilers verankert ist, berührt Achenbach einen Eckstein, fühlt auf der Kante einer kleinen Vertiefung nach.

»Dieser Splitter Sandstein ist herausgebrochen, als man einen ketzerischen Schneidermeister zum Richtbock führte, der nichts weiter gewesen war, als der Wortführer einer allgemeinen Unzufriedenheit über weltliche wie geistliche Privilegien in der Stadt. Für einen Augenblick an jenem 15. Juni 1489 hat man ihn hier an das Gitter gekettet, den Introitus Konrad des Dritten abzuwarten, der eben durch die Bischofstür seinen Dom betritt, das Haupt in Andacht auf die Bethände geneigt, umflogen von einem rotvioletten Geschwader. Und zwischen dem Schmerz und der Schande, unter der Last der Erwartung aller Folter, aller Ächtung fällt der Blick des Gefangenen auf eine junge Magd im Schatten des Winkels, den der Hexengang in seiner Mitte bildet. Er fühlt ein nie gekanntes Weltensehnen, träumt sich in der Ruhe des Säuglings, der sein Leben vor sich hat, auf die weiße Haut der schlanken Schenkel, bettet das müde Haupt auf das junge Moos, haucht einen zarten Kuß in die warme Tiefe, genießt die Verheißung, besitzt die Erfüllung im Versprechen. Ehe sein Blut es versteht, schlägt aber sein Kopf nach hinten und gegen diesen steineren Pfeiler. Ein kleiner Brocken löst sich, der nur mit einem Krümen noch in seinem Ursprung verwurzelt war, rutscht auf die Schulter des Geschlagenen hinab. Und ein schwerflüssiger Blutstropfen quillt an seine Stelle. Dort bleibt er spürbar viele hundert Jahre.«

Achenbach beugt sich vor und setzt eine Fingerkuppe gegen den Stein.

Sie lächelt ohne Argwohn.

»Eine schöne Geschichte.«

Sie gehen zurück. Vor dem Hauptportal der Kirche steht an der Ecke ein Sockel mit einem merkwürdig unförmigen Tier aus Stein darauf. Mit einer weiten Bewegung des Arms umfängt Achenbach das historische Ensemble der Stadt. Das, sagt er, sei die Keimzelle des Ortes, heutzutage wie ein sentimentales Stück Vergangenheit aus der eiligen Wirklichkeit geschnitten, aber ein solch aufgeräumter Ort wage sich der Geschichte erst zu nähern, wenn sie verlässlich aufgeschrieben stehe, und die Ansichten, die man von ihm erwerben solle, seien auf diesem Platz Stein um Stein aufgemauert, saubere Fassaden in unzweideutigem Licht.

Die Glocken schlagen an.

»Was ist das für ein seltsames Tier auf dem Denkmal?« fragt sie.

»Es ist selbst das Denkmal.«

»Ein Hund?«

»Nein und doch. Ein Löwenpudel.«

»Gibt es das?«

»Ja«, sagt er, schaut sie für einen Moment an, dann über ihre Schulter auf den Dom zurück, macht eine kleine, aufspringende Gebärde mit den Fingern. »Das hat mit Karl zu tun.«

Es ist, als besänne er sich erst auf die Geschichte, senkt den Blick und verschließt sich für einen Moment wie in ein inneres Zwiegespräch.

»Damals war jede Stunde ungewiß«, sagt er dann wie beiläufig und deutet über den Platz. »Und tatsächlich stand er eines bitterkalten Morgens da. War wieder einmal gezogen gekommen, seine sächsischen Untertanen zu züchtigen. Was ihm nach innen nie gelang, da man einen Rebellen so schlecht unterwerfen kann wie einen Liebediener. Nur nach außen, gottlob oder nicht. Er kam also, weil sich die rechtschaffenen Bürger wieder einmal nicht hatten entscheiden wollen, bei wem sie ihren Frieden finden konnten. Den äußeren wie den inneren. Sie hatten ihre sächsischen Könige, die Widukinder, Wittekinder und wie sie hießen, gewiß, aber sie schielten schon nach der Größe des Karl, nach all dem Glitzerwerk, der imponierenden Macht und der Skrupellosigkeit, mit der der Franke sie nutzte. Mit der er ihnen nun abermals eins aufs Maul geben wollte. Und er war ein Christ, der gute Geschichten erzählen konnte. Das mochten die Sachsen. Nun stand er hier, die Bürger zu erinnern, daß sie vor Jahresfrist den wievielten Schwur getan hatten betreffs ihrer

Zugehörigkeit und Treue. Aber ihre Vorstellungskraft mochte in diesen Mauern nicht so sonderlich gediehen sein, kaum war der Frankenherrscher damals mit seinem glitzernden, rasselnden Troß davon, ist er ihnen wohl vorgekommen wie eine seiner Geschichten aus dem Land der Langobarden. Sie hatten nichts Eiligeres zu tun, als den Wittekind, den Sohn des Warnekind, den sie schließlich ohne Pomp und Sage kannten als ihren ungeliebten, aber begreiflichen Engerschen Herzog, durch die Hintertür in die Stadt zu lassen.

So stand also Karl an dieser Stelle mit dem Schwert in der Faust. Nicht mit jenem Krönungsstück, daß er auf dem dürerischen Porträt über die Schulter legt wie ein gemütlicher Wanderkaiser, nein, ein einfaches fränkisches Kurzschwert hält er den Sachsen entgegen, ein kleines, geschmiedetes Meisterwerk, ein Waffenkunststück, das zu exportieren schon damals bei Strafe verboten war. Er sagt ihnen, daß er nun drauf und dran ist, die sächsischen Hütten abzubrennen, den hochfahrenden Ackerbürgern neues Land zu geben, einen kargen Boden drei dutzend Tagesreisen entfernt im tiefsten Frankenreich, vorweg aber zehn auserwählten Jünglingen von ihren Schultern nehmen zu lassen die eitlen Häupter mit einem Streich des Beidhänders.

Seine Worte zeigen Wirkung. Einige beugen den Kopf, einige die Knie. Des Herrschers Wort läßt keinen Zweifel hören, und da er von seinem Roß steigt, zu vollstrecken, was er gesprochen, als er seinen edlen Fuß auf diesen Grund setzt, den er unzählige Male gesegnet hat, der ebenso oft von diesen falschen Vasallen entheiligt worden ist, kommt ein häßlicher Hund gelaufen, ein dicklicher Bastard, springt durch die Reihen der Unterworfenen an des Franken Bein und verbeißt sich knurrend in seinem Panzerhemd.«

»Der Löwenpudel«, sagt Lisa Conrady.

Achenbach deutet auf das Denkmal. »Es ist eher unwahrscheinlich, daß es hier gewesen ist. Den Raum, den die Kirche in Anspruch nahm, hielt sie von weltlichen Strafgerichten rein. Das ist dem Menschen gegeben: sich seine Widersprüche räumlich zu teilen. Auf dem Markt drüben wird er gestanden haben. Inmitten seines waffenklirrenden Haufens einen verrückt gewordenen Hund am Hemd. Das allein war Grund genug, die Stadt abzubrennen.«

Sie ziehen zum Marktplatz hinüber. Achenbach macht eine Bewegung querlaufend durch den Platz. Er führt ihren Blick in die Steinhauereien der Marienkirche, über die Phalanx der Wasserspeier auf das fotogene Gesicht des Rathauses und über die Fassaden der Treppengiebelhäuser.

»Es war eine fürchterliche Hitze«, sagt er. »Dazu ein starker, trockener Wind, den man hier nicht kennt, der geradewegs in die Gemüter fährt, ein Lüftchen, das die Menschen durchweht, ohne daß sie bemerken, was ihnen geschieht: sie werden schwermütig oder lüstern, ihnen glüht das Hirn oder sie schlafen wachen Sinnes ein. Dort hat er gestanden, unangekündigt in ihrer Mitte, in der Hand das Schwert, im Herzen den Willen, Gericht zu halten.«

Für einen Augenblick geht ein Luftzug über den Platz. Lisa Conrady umschließt sich mit den Armen.

»Es war eine fürchterliche Kälte«, sagt er. »Dazu ein starker, trockener Wind, der messerscharf in die Herzen fährt, eine kristallene Luft, die die Menschen todeskalt durchschneidet, und sie werden schläfrig oder streitsüchtig, ihnen brennt der Kopf oder ihnen gefriert aller Sinn.«

»Was war es jetzt«, fragt sie mit einem Lächeln, »Sommer oder Winter?«

Achenbach schaut sie an wie jemanden, der Zweifel an sich selbst hegt, scheint sich nicht ohne eine gewisse Enttäuschung abwenden zu wollen, vollzieht auch eine suchende Drehung in die Richtung, aus der sie gekommen sind, da macht er aber mit ausgestrecktem Arm eine weite Gebärde über den Marktplatz der Stadt hinweg und spricht: »Jedem von denen, die hier reglos unter seinem Schwert standen, wird es anders vorgekommen sein.« Er deutet eine Verbeugung an, sagt, so sei es stets gewesen, und läßt sie zu Espresso oder

sonst einem Capuccino ein, geradewegs in die kleine Pizzeria dortselbst in einem der Treppengiebelhäuser.

Die Zigarette verleiht ihr wieder jene merkwürdige Unbefangenheit. »Und die Geschichte?« fragte sie. »Der Löwenpudel hängt doch mit seinen Zähnen noch immer im Panzerhemd des Kaisers.«

»Königs.«

»War er nicht Kaiser?«

»Damals noch nicht.«

Der Espresso wird gebracht.

»An jenem Tag also«, sagt er, »kam er im Zorn.«

Für die Cousine ein zuckersüßes Törtchen.

»Es war Herbst. Wie eine Erinnerung an die Endlichkeit war ein Sturm über das Land gegangen, der alles Brüchige mit sich genommen hatte. Nun war es still. Die Menschen gingen umher, fanden sich zurecht und begannen zu ordnen, was ihnen durcheinandergeraten war. So mild lag das Sonnenlicht auf ihnen, daß sie glauben mochten, ihre Götter seien mit ihnen versöhnt. Die Luft war kühl. Sie spürten eine neue Zeit in ihren Herzen, jedenfalls das Ende des Vergangenen, und da sie keinen Begriff besaßen von der Verkettung der Geschichte, fühlten sie sich frei. Die Wolken zogen eilig über das Land. Das Geschrei der Kinder stand zwischen den Hütten. Die Frauen am Flußufer brachten in solcher Stunde mit einem Lächeln, mit einem Blick das Blut eines jeden Mannes in Aufruhr, und sie wußten davon, spielten mit dieser Eigenart, die sich beiläufig ergab und womöglich niemals wiederkehrend. Es ging das Leben an einem solchen Tag voran in seinem eigenen Maß. Da schöpfte eine der alten Frauen, die zum Waschen an den Fluß gekommen war, mit der Hand ein wenig Wasser, trank und sprach, es schmeckt nach Eisen. Und am Abend stand er da. Und Eisen erfüllte die kleine Stadt, wie es der Mönch Notker ausgedrückt hat, der Stammler, des Eisens Glanz warf die Strahlen der untergehenden Sonne zurück. Es war die Stunde des Strafgerichts, und alle Reinigung, die der Wind gebracht hatte, war verflogen, alle Geschichte war plötzlich zurückgekehrt. König Karl bestimmte die Mitte des Raumes, die Mitte der Zeit, sprach nur wenige Worte von der Höhe seines Pferdes herab, ließ das weitere, die Verwünschungen und Begründungen, von Offizier und Abt verlautbaren, vereinigte aber unter ihren schrill vorgebrachten Vorhaltungen die Blicke der Sachsen auf sich. Und als der Worte Genüge getan war, hob er sein Schwert um ein wenig. Es war das Zeichen der Sühne, in das hinein der Hund gesprungen kam, schwerfällig kaum hinauf an des Herrschers Fuß, verbissen lediglich in den Steigbügel.«

Lisa Conrady scheint sich ihren Teil zu denken, wie sie in einem Biß in das Törtchen festgewachsen ist mit ungläubigem Blick.

»Knurrend klebt der Löwenpudel an des Mächtigen Fuß. Kaum jemand sieht es, jeder aber spürt es an der Grabesstille, die von dem Troß ausgeht. Einer derjenigen, die die Waffe niemals aus der Hand legen, ist längst heran, hat das Tier mit eiserner Faust am Rücken gepackt und hochgezogen, hat das Schwert gehoben, den aufrührerischen Kopf vom kläglichen Rumpf zu trennen, wartet nur auf ein kleinstes Zeichen seines Herrn, ein knapper Blick oder ein kurzes Öffnen der eisenbewehrten Hand, daß der Widersetzlichkeit auch zum Symbol ein unbedingtes Ende bereitet werde. Dahinein sticht der Schrei. Ein Mädchen ist dem Hund gefolgt, eine von denen, die mittens des Tages am Fluß noch die Zeit angehalten haben, und was vordem jener eigenartige Gleichmut gewesen ist, ist jetzt unerschrockene Entschlossenheit. Die junge Frau kämpft sich durch die Palastwachen, legt ihre zarte Hand auf die eiserne, die das Schwert erhoben hält, und ihr Blick findet den des Königs. Vielleicht hätte alle Geschichte einen anderen Weg genommen ohne diesen Augenblick. Dabei war der Griff in das Schwert, mochte er noch so sanft geführt sein, ein zweiter Schlag in das Gesicht der Majestät, einzig zu vergelten durch den Tod. Der Franke aber, ehe er das Zeichen gibt zur Vollstreckung des Urteils, das mit keinem Wort der Rede wert ist, begegnet nur beiläufig dem Blick des Mädchens, bloß, weil es sonst nichts gibt an

diesem unerfreulichen Ort, was Gegenstand sein könnte seiner gelangweilten Neugierde. Und er atmet die herbstliche Luft, in die sich schon von ungefähr ein schwacher Brandgeruch gelegt hat, betrachtet das Mädchen, wie er es gewohnt ist seit seinen Kindertagen in den lebenden Bildern des karolingischen Herrscherhauses, bemerkt wohl ihre Jugend, ihre Schönheit, das brandrote Haar und die weiße Haut, zu der er sich, vollkommen unbegründet, wie er weiß, die Unschuld denkt, und für eine Sekunde vielleicht spielt in das lächerliche Schlachtengemälde um seinen Fuß herum ein Bild hinein, das verschollen war oder verboten. Vielleicht ist da ein Glanz, ein Stolz oder ein Versprechen in dem gewiß nicht unterwürfigen Blick des Mädchens, ein Augenlicht, das sich in dem des fränkischen Herrschers bricht. Er denkt an den Tod, senkt das Schwert, macht ein Zeichen wie widerwillig, angeekelt, und daß nun, als der freigekommene Bastard jaulend davonspringt, aus ihren Augen kein Gnadendank leuchtet, daß sich ihr Blick nicht senkt, nur abwendet in der merkwürdigen Gewißheit, eine Geschichte zu besitzen, die niemals geschehen ist, das rettet dem Mädchen das Leben. Das hebt alle Urteile auf und befreit die Stadt vom Zorn der Majestät.«

Für eine Weile ist es still.

»Wozu«, fragt Lisa Conrady, »steht jetzt der Pudellöwe auf dem Sockel?«

Die Wärme, die sich aus der Kaffeetasse auf seiner Hand allmählich in ihm ausbreitet, erzeugt eine erhöhte Beweglichkeit der Empfindung, so kommt es Achenbach vor, und da er sich zurücklehnt und aus dem Fenster schaut, erkennt er die Unschärfe des Spätsommerlichts wieder, eine Unbestimmtheit, die nichts vollkommen fordert, nicht die Kraft, nicht die Wahrheit.

»Kein Strafgericht hat den Sachsen so zugesetzt wie dieses nicht vollzogene. Dem Mädchen und dem König wurden die tollsten Geschichten angedichtet, und am Ende blieb dieses lächerliche Tier. Es hat, sozusagen, die Stadt vor der königlichen Gewalt bewahrt.«

»Und das Mädchen?«

»Im Lügensumpf der Geschichte versunken«, erklärt er. »Und das ehrt sie. Das Gute schreibt keine Geschichte, es lebt allenfalls sein Leben.«

»Es ist ja nicht die Geschichte«, sagt sie, »es ist Legende.«

»Die Legende ist die Wahrheit, die Geschichte die Lüge.«

»So schreibt die Gewalt ihre eigene Geschichte«, erwidert sie.

»Die Karolinger«, sagt Achenbach, »haben, um ihre Macht zu pflegen wie ihre Kultur und ihr Wohlleben, alles und jeden, der ihnen im Weg war, erschlagen, geknechtet, vergewaltigt, deportiert. Damit standen sie in einer zuverlässigen Tradition. Bei Gelegenheit tat man sich zusammen, um ein größeres Übel abzuwenden: so die Hunnen unter Attila auf den Katalaunischen Feldern. Da wurde das Abendland gerettet, das man am nächsten Tag zu unterjochen fortfuhr. Und später hat unser Karl den Sachsen so ausdauernd in den Kopf gehauen, mit dem Schwert, mit dem Glauben, bis sie eines Widerstandes nicht mehr fähig waren. Er hat die Männer getötet oder versklavt, mit den Frauen seine Soldaten gefüttert, die Kinder in die Flüsse geworfen und die Hütten niedergebrannt. Er hat einen Krieg geführt von vietnamesischer Gerechtigkeit.«

»Glauben Sie das?« fragt sie.

»Es ist keine Glaubensfrage, obwohl es auch immer eine Frage des Glaubens gewesen ist. Die Skrupellosigkeit, wie wir sie verstehen, hat es in Karls Herzen nicht gegeben. Politik konnte einzig begriffen und vollzogen werden als der Macht Anspruch, Ausübung und Erhalt. Da verfahren die Franken nicht anders als die Wikinger, die Hunnen, die Mauren. Man lebte ohne die Irritationen der Aufklärung seine archaischen Instinkte, und man wußte, wen ich nicht unterwerfe, der unterwirft mich. Gewalt und Intrige waren staatstragend, jeder Skrupel das Gift der Mittelmäßigkeit.«

»Ist das heute anders?«

»Es gibt nichts zu bewerten«, sagt Achenbach. »Um sich selbst zu verwirklichen, treibt man ein Kind ab.«

»Das ist ein unerlaubter Vergleich«, wehrt sie sich.

»Ja. Also fährt man es tot.«

»Nein.«

»Dann lässt man es dort verhungern, wo es einem nicht begegnet.«

»Aber es gibt doch«, sagt sie, »graduelle Unterschiede bezüglich der Tat, bezüglich der Schuld.«

»Dann ist es ja gut.«

Er setzt sich zurecht, legt die Hände ineinander und schaut in den Raum.